

Konrad III. (1138–1152)
Herrscher und Reich

Mit Beiträgen von

Jürgen Dendorfer
Knut Görich
Werner Hechberger
Hubertus Seibert
Wolfram Ziegler

Schriften zur staufischen Geschichte und Kunst Band 30
Herausgegeben von der
Gesellschaft für staufische Geschichte e.V.

Konrad III. im Urteil der historischen Forschung

Im Jahre 1140 belagerten König Konrad III. und sein Bruder, Herzog Friedrich II. von Schwaben, Weinsberg, eine der wichtigsten Städte des aufständischen Welf VI.¹ Das Unternehmen hatte Erfolg, die Bewohner mussten sich ergeben. Nach dem Bericht einer wohl sogar zeitgenössischen Quelle flehten sie um Gnade. Der König, so heißt es, gewährte den Frauen, vor der Zerstörung der Stadt so viel mit hinauszunehmen, wie sie tragen könnten. Die Frauen bedachten die Treue ihrer Ehemänner und trugen diese auf den Schultern zur Stadt hinaus. Herzog Friedrich von Schwaben erhob Einspruch bei seinem Bruder, Konrad aber soll geantwortet haben: Am Königswort soll nicht herumgedeutelt werden (*Regium verbum non decere immutare*)².

Bis in die sechziger Jahre des 20. Jahrhunderts war diese Erzählung in zahlreichen deutschen Schullesebüchern präsent. Heute allerdings ist das anders. Die Weinsberger Frauen sind aus dem Schulkanon gestrichen worden, und selbst Geschichtsstudenten kennen diese Erzählung, die durchaus keine bloße Sage sein muss, nicht mehr. Warum ist das so? Diese einfache Frage verweist auf einen umfassenden Hintergrund. Selbst wenn man davon ausgeht, dass es nicht leicht ist, aus der Vergangenheit zu lernen, so ist doch die Vorstellung verbreitet, dass historische Ereignisse der Nachwelt etwas vermitteln können. *Historia magistra vitae*, die Geschichte sei die Lehrmeisterin des Lebens, so meinte bereits Cicero. Im Hinblick auf die konkrete Umsetzung eines solchen Programms wirft dieser Satz jedoch große Schwierigkeiten auf, und Generationen von Theoretikern haben sich mit diesem Problem beschäftigt. Festhalten kann man aber dennoch, dass auch die heutige wissenschaftliche Beschäftigung mit der Vergangenheit auf dieser Grundidee beruht, selbst wenn man sich von Ciceros Einschätzung schon im 19. Jahrhundert distanziert hat.

Was aber nun zeigt die Geschichte der Weinsberger Frauen? Man könnte die Lehren knapp zusammenfassen: Ehemänner sollen treu sein, Ehefrauen sollen ihre Männer als wichtigsten Besitz schätzen, die Regierenden sollen ihr Wort halten. Am Beginn des 21. Jahrhunderts wirkt das alles jedoch offensichtlich etwas angestaubt, gleichviel, ob man dies beklagen will oder nicht. Der Gedanke aber führt zu einem wichtigen Aspekt unseres Themas. Urteile über historische Phänomene

oder Personen sagen nicht nur etwas über die Vergangenheit aus. Sie zeigen auch, direkt oder indirekt, Werte und Normen des jeweiligen Urteilers.

Historiker sind es gewohnt, mehrere Arten von Urteilen zu unterscheiden. Auf der Basis von Werturteilen trifft man Aussagen über moralische Qualitäten von Handlungen oder Personen. Solche Urteile sind kein Bestandteil der Geschichtswissenschaft im engeren Sinn, weil sie sich nicht wissenschaftlich begründen lassen; gleichwohl fehlen sie nur selten in historischen Arbeiten. Gefällig werden sie auf der Basis von Überlegungen, die jedermann anstellen darf, Historiker haben darauf kein Monopol. Sodann kann man Aussagen über Erfolge und Misserfolge machen, und dabei kann man unterschiedliche Maßstäbe anlegen. Man kann nach der Selbsteinschätzung und nach dem Urteil der Zeitgenossen fragen. In unserem Fall hieße das, die Fragen aufzuwerfen: Hat ein König seine eigenen Ziele erreicht? Hat er die Erwartungen der Zeitgenossen erfüllt? Selbstverständlich darf man bei einem Urteil aber auch das Wissen um Ereignisse mit einfließen lassen, die jenseits des Horizonts der Zeitgenossen lagen. Hat der König Zukunftsträchtiges geleistet? Welche Folgen, die vielleicht nicht einmal intendiert waren, hatte seine Politik?

Es ist an dieser Stelle nicht nötig, weiter in das Dickicht der Wissenschaftstheorie vorzudringen. Wichtig ist allein, diese Ebenen nicht durcheinander zu bringen. Nur eine letzte Selbstverständlichkeit sei noch betont: Die jeweilige Gegenwart der Historiker hat nachdrücklichen Einfluss auf unser Bild von der Vergangenheit. Bismarck wird heute anders eingeschätzt als im Jahre 1900, heutige Historiker beurteilen auch Konrad III. anders als ihre Kollegen am Ende des 19. Jahrhunderts. Zum Teil liegt dies am wissenschaftlichen Fortschritt. Dabei spielen neu entdeckte Quellen hier nicht einmal die entscheidende Rolle, wichtiger sind neue Fragestellungen. Am wichtigsten allerdings ist der Wandel der Gegenwart von Historikern.

Nach gängiger Auffassung entstand die moderne Geschichtswissenschaft im 19. Jahrhundert. Gerade die deutsche Mittelalterforschung setzte dabei Maßstäbe. Darüber hinaus spielte sie allerdings auch für die öffentliche Meinung eine wichtige Rolle. Geprägt wurden die politischen Debatten dieser Zeit vor allem von der sogenannten Verfassungsfrage, die mit der nationalen Frage eng verknüpft war.³ Diskutiert wurde um die Gestaltung der Zukunft Deutschlands. Dass es eine deutsche Frage gab, war weitgehend unbestritten; wie Deutschlands Zukunft allerdings konkret aussehen sollte, war Gegenstand hitziger Auseinandersetzungen. Langfristig setzte sich der Wunsch nach einem Nationalstaat durch, Orientierung suchte man in der Vergangenheit. Der Blick auf die deutsche Gegenwart war für die mehrheitlich liberal und national orientierten Historiker betrüblich. Die Landkarte zeigte ein

bedrückendes Bild: Kleinstaaterei im Deutschen Bund ohne starke Zentralgewalt. Welcher Kontrast war aber – scheinbar – im hohen Mittelalter festzustellen. In dieser Zeit schien ein großes, mächtiges, deutsches Reich existiert zu haben mit einem starken Kaisertum an der Spitze.

Wilhelm von Giesebrecht verfasste zwischen 1855 und 1880 eine mehrbändige und mehrfach wieder aufgelegte Geschichte der deutschen Kaiserzeit, die dominierenden Einfluss auf das Geschichtsbild seiner Zeit hatte. Sein Urteil über das hohe Mittelalter ist nicht untypisch: „Erinnerungen erwachen da, welche die Brust heben; Erinnerungen an jene große Zeit, wo das deutsche Kaiserthum von Sieg zu Sieg schritt, sein Gebiet nach allen Seiten erweiterte, wo der deutsche Name gleichbedeutend mit Herrschaft war, wo Deutschland fester zu einem einigen Reich verbunden war als jemals zuvor oder nachher.“⁴ Während Giesebrecht bei diesem Urteil noch eher an die Ottonen- und an die frühe Salierzeit dachte, erschien im Gefolge der Reichsgründung 1871 immer mehr die Stauferzeit in goldenem Glanz.⁵ Das ist nicht ganz selbstverständlich, denn die Könige anderer Epochen konnten im Hinblick auf „Macht“ – im Sinne von Chance auf Durchsetzung des eigenen Willens – eigentlich mehr bieten. Die Stauferzeit jedoch bot zudem den Glanz der höfischen Kultur, sie bot das Rittertum, den Minnesang und die höfische Dichtung.

Nun gab es im 19. Jahrhundert auch gegenläufige Kräfte, die einer Nationalstaatswerdung entgegenstanden. Die mehrheitlich protestantischen und liberalen Historiker konnten sie ohne Scheu benennen: Der Partikularismus der Kleinstaaterei und der Ultramontanismus der römisch-katholischen Kirche waren in diesem Geschichtsbild die Gegner. Blickte man aus dieser Perspektive auf das Mittelalter, so meinte man dieselbe Grundkonstellation erkennen zu können. Der Herrscher hatte sich mit widerborstigen Fürsten auseinandersetzen und mit einer Kirche, die in zunehmenden Maße romhörig, ja vom Papst fremdgesteuert wurde. Die Grundlinien des Bilds standen damit ebenso fest wie die Konfliktlinien: König gegen Fürsten, Kaiser gegen Papst.

Vor diesem Hintergrund sind die Urteile der Historiker des 19. Jahrhunderts über mittelalterliche Könige zu sehen. Die Verfahrensweise ist schnell beschrieben. Man schritt die Reihe der Herrscher ab und musterte sie im Hinblick auf die Frage, ob sie zur Stärke der Zentralgewalt und zur Größe der Nation beigetragen hatten. Gewiss, ohne Widerspruch blieb dieser Ansatz auch im 19. Jahrhundert nicht, die Heterogenität der Meinungen darf man keineswegs unterschätzen.⁶ Natürlich gab es katholische Historiker, die ein abweichendes Bild entwarfen. Es gab sogar noch immer welfische Historiker, die die Staufer mitnichten schätzten⁷. Aber sie bildeten

immer eine Minderheit und gerieten nach der Reichsgründung 1871 völlig in den Hintergrund.

In diesem vorherrschenden Geschichtsbild hätte Konrad als staufischer Herrscher im Grunde keine schlechte Ausgangsposition gehabt, wenn nicht drei Dinge gewesen wären. Zum einen war die Konkurrenz im eigenen Haus übermächtig. Gegen Friedrich Barbarossa, Heinrich VI. und Friedrich II. schien Konrad III. doch deutlich abzufallen. Zum zweiten orientierten sich die meisten Historiker bei der Quellenanalyse an den beiden großen Werken des Bischofs Otto von Freising. Otto verfasste noch zu Lebzeiten Konrads eine Weltchronik; nach dem Regierungsantritt Friedrich Barbarossas schrieb er die so genannten *Gesta Frederici*, einen Bericht über die Taten des neuen Herrschers. Ottos Bild war eindeutig. Die Zeit Konrads wurde als eine Epoche des allgemeinen Niedergangs beschrieben, sogar das Ende der Welt schien unmittelbar bevorzustehen.⁸ Mit Barbarossa aber trat dann eine jähe Wende zum Besseren ein. Auf die Zeit des Weinens sei die Zeit des Lachens gefolgt.⁹

Zum dritten nahmen Historiker Anstoß an den Umständen der Wahl Konrads. Als 1125 Heinrich V. gestorben war, lag das Ende des Investiturstreits nur drei Jahre zurück. Das Königtum hatte Rechte und Ansehen eingebüßt, die Fürsten hatten an Bedeutung gewonnen. Bei der Wahl entschied man sich für den Sachsen Lothar von Süpplingenburg und nicht für den mit den Saliern verwandten Staufer Friedrich, den Bruder Konrads. Konrad wurde 1127 zwar zum Gegenkönig erhoben, doch blieb dies eine Episode, die mit der Unterwerfung der staufischen Brüder endete und kein sonderlich günstiges Licht auf die Anfänge der Staufer warf. Lothar wurde von den Historikern des 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts eine zu kirchenfreundliche Politik vorgeworfen; allerdings konstatierte man, dass er sich in einer Hinsicht durchaus Verdienste erworben habe: Er baute seinen Schwiegersohn, Heinrich den Stolzen, zum Nachfolger auf.¹⁰ Als der Kaiser 1137 starb, war Heinrich Herzog von Sachsen und Bayern, Markgraf von Tuszien und verfügte über reichen Hausbesitz sowohl in Deutschland als auch in Italien. Dies machte den Welfen zu einem Königskandidaten, wie ihn sich Historiker des 19. Jahrhunderts wünschten. Mit einer umfassenden materiellen Basis ausgestattet, so meinte man ex post hoffen zu dürfen, hätte er den Einfluss der Kirche und der Fürsten zurückdrängen und den Glanz der Monarchie wiederherstellen können.¹¹

Vor dem von der Kaiserinwitwe Richenza angesagten Wahltermin aber trat eine Fürstengruppe zu einer Wahl in Koblenz an, die von einem Kardinallegaten unterstützt wurde. Sie erhob Konrad zum neuen Herrscher, der Rest der Fürsten im Reich wurde überrumpelt. In der Sicht der Historiker des 19. Jahrhunderts war

Heinrichs Wahl damit von „der Kirche“ vereitelt worden. Der Papst habe ein zu starkes deutsches Königtum gefürchtet, in einem regelrechten Staatsstreich¹² habe die Kurie die Wahl des Staufers Konrad angeordnet. Berufen konnte man sich bei solchen Urteilen sogar schon auf eine zeitgenössische Stimme zur Wahl des ersten Staufers. Auf Wunsch und Befehl des Papstes Innozenz II. sei Konrad zum König erhoben worden, berichten die Annalen von St. Jakob in Lüttich.¹³ Ein Bürgerkrieg war die Folge, der unter der Bezeichnung staufisch-welfischer Gegensatz Eingang in die Geschichtsbücher fand.¹⁴

Tatsächlich war die Wahl der Ausgangspunkt für lang dauernde Probleme.¹⁵ Konrad setzte Heinrich den Stolzen als Herzog ab, schuf sich damit aber eine Reihe von Gegnern, die trotz mehrerer Anläufe militärisch nicht bezwungen werden konnten. Zwar starb Heinrich der Stolze früh, doch setzte man in Sachsen am ehemaligen Hof des verstorbenen Kaisers Lothar im Umkreis der Kaiserinwitwe Richenza den Widerstand fort, bis der Sohn Heinrichs des Stolzen, Heinrich der Löwe, mündig geworden war und eigene Forderungen stellen konnte. Im Süden dagegen erhob Welf VI. Anspruch auf das Herzogtum Bayern. Vermittlungsbemühungen brachten keinen Erfolg, ein bereits ausgehandelter Friede zerbrach, als die Schlüsselfigur, die Tochter Lothars III., im Kindbett starb. Konrad war daher auch niemals in der Lage, nach Italien zu ziehen, um zum Kaiser gekrönt zu werden. Er nahm stattdessen an einem Kreuzzug teil, der kläglich scheiterte. Sogar der Versuch, seine Nachfolge zu regeln, blieb erfolglos. Der bereits gekrönte Sohn Heinrich starb noch vor dem Vater. Die vielleicht geplante Erhebung des zweiten Sohnes Friedrich zerschlug sich durch Konrads Tod. In der Reihe der deutschen Herrscher des Mittelalters war Konrad nach Heinrich I. der erste König, der die Kaiserkrone nicht erwerben konnte.

Historiker des 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts verziehen dies nicht. Unisono zählte man Konrad III. zu den schwachen Königen, und häufig führte man dies sogar auf charakterliche Schwächen zurück. Bereits Philipp Jaffé schrieb 1845 in der ersten wissenschaftlichen Arbeit über die Geschichte des Reichs unter Konrad, dass er ein zerrüttetes Reich hinterlassen habe. Die Ursache der politischen Misere sei in „des Königs schwankende(n), fremden Einflüssen ergebene(n) und durchgreifender Kraft entbehrende(n) Charakter“ zu suchen.¹⁶ Gleichsam kanonisiert wurde diese Einschätzung durch Leopold von Ranke, der Konrads Wahl ein „öffentliches Unglück“ nannte, den König selbst aber noch eher zurückhaltend als wankelmütig und wenig glücklich charakterisierte.¹⁷ Deutlicher wurde schon Wilhelm von Giesebrecht, der von einer „Wahl im Winkel“ sprach, die mit List und Keckheit durchgeführt worden sei: „Man wird nicht umhin können, manche Missstände dieser Regierung

den Charakterschwächen des Königs beizumessen.“¹⁸ Wankelmütig und nicht ganz ehrlich sei der König gewesen. Allerdings müsse man auch zugestehen, dass die Zeitumstände ungünstig gewesen seien. Anknüpfen wollte Giesebrecht an den Bericht der zeitgenössischen Kölner Königschronik, der immer gerne zitiert wird, wenn es um die Beurteilung Konrads geht: „Die Zeiten dieses Königs waren über die Maßen traurig. Ungünstige Witterung, Hunger und ständiger Mangel, verschiedene Kriegswirren herrschten unter ihm. Er selbst war dennoch ein kriegerischer und tapferer Mann und bewies Eifer, wie es sich für einen König gebührt. Aber durch ein gewisses Verhängnis begann das Gemeinwesen unter ihm zu verfallen.“¹⁹

Giesebrechts Urteil erschien dem Greifswalder Historiker Ernst Bernheim noch als viel zu milde. Er griff zur Feder, um dies 1876 in der Historischen Zeitschrift richtig zu stellen: „Kein Versuch Konrad's zeigt sich, eine feste Stellung zu der Curie oder ihren Gegner zu ergreifen... Kurz, überall jene Unfähigkeit zu Regieren, welche selbst Konrad's nächste Freunde beklagen: – das ist die Signatur seines Regiments und muß in den Mittelpunkt der Betrachtung gerückt werden, wenn wir recht verstehen wollen, woran es lag, daß unter König Konrad ‚das Reich lahmte.‘“²⁰ Wilhelm Bernhardi kam in den auch heute noch wichtigen Jahrbüchern der deutschen Geschichte nach 927 Seiten zum Schluss: „Das Reich ließ er in einem traurigen Zustand zurück... Vielleicht wäre die unzureichende Ausbildung seiner Willenskraft weniger scharf hervorgetreten und hätte weniger Unheil angerichtet, wenn er die Krone mit dem Bewußtsein übernommen hätte, daß er nach freier Selbstbestimmung handeln könne... Aber es war sein Verhängnis, daß er von vornherein in den Netzen der römischen Kirche gefangen lag.“²¹ Immerhin gestand Bernhardi Konrad zu, eine ritterliche und gewinnende Persönlichkeit gewesen zu sein.²² Auch die persönliche Tapferkeit hob er hervor.

Sogar gegen diese milde Aufwertung wurde Einspruch erhoben. Georg Juritsch meinte, dass es mit der Tapferkeit nicht weit her gewesen sei. Konrad habe den Großteil seiner militärischen Erfolge dem österreichischen Markgrafen verdankt und im Wesentlichen nur eines richtig gemacht: Er habe die österreichischen Babenberger gefördert.²³ Juritsch war Österreicher.

Die Grundidee dieser Einschätzung überlebte die Jahrhundertwende. Johannes Haller, ausgewiesener Deutschnationaler, verfasste eine zusammenfassende Darstellung über die „altdeutsche Kaiserzeit“, die bis in die siebziger Jahre zahlreiche Neuauflagen erlebte. Haller neigte zu drastischen Urteilen. Die Zeit Lothars und Konrads beschrieb er unter der Überschrift „Am Leitseil der Kirche“. Während Lothar III. immerhin noch eine aktive Politik zugeschrieben wird, erscheint Konrad als völlig

willenlos, als bloßes Objekt, das der Kirche ausgeliefert war. „Konrad III. war also ein richtiger Pfaffenkönig und ist es stets geblieben. Er war es auch nach seiner Gesinnung... Zu einer eigenständigen Regierung war er nicht stark genug.“²⁴

Auf weitere Stimmen dieser Art sei verzichtet.²⁵ Ob der König als Person wenigstens einige positive Eigenschaften besessen hatte, war Gegenstand einer nicht sonderlich engagiert geführten Debatte, dass er allerdings politisch eher unfähig gewesen sei und vor dem Hintergrund widriger Umstände auch wenig Chancen für die Entfaltung einer tatkräftigen Königsherrschaft gehabt habe, wurde nicht bestritten. So fielen Urteile über das Ergebnis seiner Herrschaft ebenso eindeutig wie vernichtend aus. Alwin Wetzold fasste 1872 den Konsens dieser Zeit zusammen: „Werfen wir noch einmal einen Rückblick auf Konrad's ganzes Streben, so werden wir dasselbe als ein ‚verfehltes‘ bezeichnen müssen.“²⁶ Der Heidelberger Historiker Karl Hampe verfasste erstmals 1908 ein klassisches Werk über die Deutsche Kaisergeschichte in der Zeit der Salier und Staufer, dessen letzte Auflage 1983 erschien. Hampe, ansonsten eher maßvoll im Urteil, schrieb über Konrad, er habe „die einzige große Tat, für die ihm die Dankbarkeit Deutschlands gebührt ... auf dem Sterbebette“ vollbracht.²⁷ Immerhin meinte Hampe damit zumindest nicht die bloße Tatsache, dass der König endlich die Bühne freigegeben hatte; er bezog sich auf die Nachricht, dass Konrad seinen Neffen Friedrich Barbarossa als Nachfolger empfohlen haben soll und nicht seinen zweiten, noch sehr jungen Sohn Friedrich. Gerade dies aber beruht auf einer keineswegs unumstrittenen Quellenlage.²⁸

Nicht umstritten war jedoch, dass mit Friedrich Barbarossa nun allerdings endlich die große Wende kam. Der Kölner Historiker Peter Rassow sprach 1940 nach einer gründlichen Bestandsaufnahme von Quellen und Literatur von einer neuen, großartigen Politik Barbarossas und fasste damit den bis dahin gültigen Konsens der Forschung zusammen.²⁹ Der Marburger Historiker Edmund E. Stengel meinte sogar, dass es in der deutschen Geschichte kaum eine Zeitwende gegeben habe, die sich so unvermittelt vollzogen habe.³⁰ Hörbar seufzten die Historiker auf: Endlich war Konrad tot. Er hatte Platz gemacht, für einen, der das energische Genie eines Herrschers besaß, das Konrad so sehr vermissen ließ – so schrieb jedenfalls Ernst Bernheim.³¹

In den dreißiger und vierziger Jahren des zwanzigsten Jahrhunderts allerdings begann dieses Bild sich allmählich zu wandeln. Eine Aufwertung erfuhr Konrad im Rahmen einer Akzentverschiebung in Teilen der deutschen Geschichtswissenschaft, in der eine biologisch-mystische Komponente eine Rolle zu spielen begann. Wahrgenommen wurden jetzt – deutlicher als früher – große Geschlechter, große Herr-

scherhäuser. Von einem gewaltigen Bild, das das deutsche Herrscherhaus der Staufer abgegeben habe, sprach der Leipziger Historiker Erich Maschke.³² Er schrieb 1943 ein Buch über das Geschlecht der Staufer, das weit Verbreitung fand und 1977 zum letzten Mal nachgedruckt wurde. Die Staufer erschienen als Entität, als eine Einheit, als ein Geschlecht, dem besondere, herausragende Eigenschaften zugeschrieben werden konnten.³³ Es versteht sich von selbst, dass eine solche Sichtweise zu Fragen führte wie: Welche Gemeinsamkeiten haben „die Staufer“? Was zeichnet sie aus? Der Niederschlag dieser Vorstellung begann mit Aussagen über die Haarfarbe und endete mit Hypothesen über politische Vorstellungen oder Ziele, die dann ganz selbstverständlich allen Staufern zugeschrieben und unterstellt wurden.

Zu einem besonders beliebten Thema avancierte in dieser Perspektive die Frage nach der „staufischen Reichsidee“. Nicht nur Historiker haben sich dazu geäußert, auch in der Germanistik entwickelte sich dazu eine umfassende Debatte. Das alles geschah selbstverständlich vor einem bestimmten Hintergrund, und gerade diese Perspektive war zeitgebunden. „Das Reich als europäische Ordnungsmacht“, so lautete der Titel eines Sammelbands, den Karl Richard Ganzer 1941 herausgab.³⁴ Ganzer war Mitarbeiter des Reichsinstituts für Geschichte von Walter Frank und damit ein Teilnehmer im Kampf um das nationalsozialistische Geschichtsbild. Das Buch handelt durchaus auch vom Mittelalter, nicht zuletzt aber wird hier der Versuch unternommen, aus der Geschichte Lehren zu ziehen, die heute eher erschauern lassen. Anleitungen, wie man Europa gestalten sollte, meinte man wiederum auch durch die Betrachtung des Mittelalters finden zu können.

Nach 1945 sind Überlegungen dieser Art obsolet geworden. Überdauert hat allerdings die Vorstellung von Herrschergeschlechtern als kollektive Entitäten. Verallgemeinerungen führten bisweilen zu Übertreibungen, über die man schmunzeln mag. So schrieb der Schriftsteller Ernst Uehli in seinem erstmals 1961 erschienen und letztmals 1997 aufgelegten Buch über die drei „großen“ Staufer: „In der Gegnerschaft von Staufern und Welfen erhält das deutsch-mittelalterliche Geschichtsbild seine besonders einprägsamen Züge. Die beiden Geschlechter sind in ihrem Wesen, Charakter, Lebenseinsatz grundverschieden. Ihr Kampf nimmt sich aus wie ein Hell-Dunkel-Drama, das mit Kräften geführt wird, die den Naturgewalten verwandt sind... Schwarzhaarig, rücksichtslos und unbeherrscht in ihren Leidenschaften, von hochfahrenden Machtwillen beherrscht waren die Welfen, ausgesprochene Typen des nibelungischen Waldmenschentums. Die Staufer blond, von heiterer, lebensfroher Gemütsart, zwar den furor teutonicus im Blute tragend, aber sich selbst beherrschend, zwei repräsentative Nibelungengeschlechter mit ganz verschiedenen, ja gegensätzlichen Nuancen.“³⁵

Dies ist natürlich ein extremes Beispiel, aber es war nahezu logisch zwingend, dass im Zuge einer solchen Sichtweise Konrad III. im Sog der anderen Staufer bei Historikern an Ansehen gewann.³⁶ Ebenfalls logisch zwingend stellten sich nun die beiden Fragen: Hatte er nicht wenigstens einen kleinen Teil von dem, was die Größe der anderen Familienmitglieder ausgemacht hatte? Hatte er denn irgendwelche Grundlagen für seine Nachfolger geschaffen? Erich Maschke selbst sprach davon, dass Konrad die staufische Ostpolitik eingeleitet habe.³⁷ Da diese These allerdings 1941 in den Nationalsozialistischen Monatsheften publiziert wurde, griff man diesen Ansatz später nicht mehr auf. Die Frage nach Konrads Leistung als Vorgänger größerer Herrscher blieb jedoch, und sie begleitet bis heute jede Darstellung über „die Staufer“.

Karl Bosl widmete sich Anfang der fünfziger Jahre in einem großen Werk der staufischen Reichsministerialität und der Territorialisierungspolitik in Deutschland.³⁸ Die Konfliktlinie „König vs. Fürsten“ wurde beibehalten und noch einmal hervorgehoben. Die Staufer hätten im Rahmen einer regelrechten Staatsreform versucht, die Macht der Fürsten zurückzudrängen. Die territoriale Basis des Königtums sollte erweitert werden. Dabei konnte Bosl auf Otto von Dungern verweisen, einen Vorläufer dieser Idee, der schon am Beginn des 20. Jahrhunderts ähnliche Vorstellungen entworfen hatte. In diesem Kontext fiel nun auch ein anderes Licht auf Konrad. Dungern bemerkte: „Konrad III. fing an, die Möglichkeiten einer Stärkung seines Hauses mit den für seine Zeit modernsten Mitteln auszunutzen.“³⁹

Auch wenn die Idee der staufischen Staatsreform nicht mehr überzeugt, so hat sich die Vorstellung, dass unter Konrad Anfänge für eine spezifisch staufische Form der Königsherrschaft zu finden sind, bis heute erstaunlich zäh gehalten. Verwiesen wurde auf die Gründung von Burggrafschaften, den Ausbau des Reichsguts, planmäßige Rodungen und auf die Förderung der Reichsministerialität, jene ursprünglich unfreien Dienstmannen, die im Auftrag des Königs Verwaltungsmaßnahmen wahrnahmen und das Reichsgut schützten. Konrad habe das Reich mit einem Netz von Herrschaftsinseln verschiedenster Art überzogen, so meinte Odilo Engels in seinem noch immer gültigen Standardwerk über die Staufer. Zudem habe er langfristig wirksame persönliche Beziehungen zu Adelfamilien geknüpft.⁴⁰ Die Ausführungen zur Zeit Konrads stehen in Engels' modernem Klassiker folglich unter der Überschrift „Die Wegbereitung“.

Untersucht wurde unter diesem Aspekt auch die Selbstdarstellung der staufischen Könige. Bereits Heinrich Mitteis, den man zu den bedeutendsten mediävistischen Rechtshistorikern des 20. Jahrhunderts zählen kann, hatte 1940 davon gesprochen,

dass unter Konrad, „aus tiefer Ohnmacht die Reichsidee des staufischen Hauses geboren“ worden sei.⁴¹ Mitteis genügte noch der Hinweis, dass sich Konrad *imperator* nannte, ohne selbst je zum Kaiser gekrönt worden zu sein. Daran anschließende Arbeiten versuchten zu zeigen, dass der sprachliche Stil der Kanzlei unter Konrad einen Wandel vollzog, der Entwicklungen der Zeit Barbarossas vorwegnahm.⁴² Die Formulierungen wurden erhabener, wenn man so will: präntiöser. Die Autorität des Herrschers wurde hervorgehoben. Dass Konrad zweifellos einen Sinn für den *honor* des Reichs und seiner Person hatte, hat jüngst Knut Görich betont.⁴³ Diese Untersuchungen beruhen allerdings nicht mehr auf der Vorstellung von einer spezifisch staufischen Ideologie.

Seit den fünfziger Jahren erschienen mehrere biographische Skizzen Konrads aus der Feder von Ferdinand Geldner, Gerd Wunder und Werner Goetz, in denen Bausteine für ein positiveres Bild Konrads zusammengetragen wurden.⁴⁴ Dies liegt vielleicht auch ein wenig daran, dass diese Historiker aus Franken stammten oder dort tätig waren. Konrad wurde wegen seines Herrschaftsschwerpunktes in dieser Region als „fränkischer König“ betrachtet; das neue Bild war partiell auch Ausdruck eines historischen Lokalpatriotismus. Ein anderer Punkt kam hinzu. Wer wie Giesebrecht und Hampe eine Geschichte der Kaiserzeit oder wie Maschke eine Geschichte der Staufer schrieb, musste nahezu zwangsläufig Vergleiche zwischen den Herrschern vornehmen. Wer sich im Rahmen einer biographischen Abhandlung mit einer Person befasst, wird dagegen im Normalfall nicht zu dem Schluss kommen, diese sei historisch völlig unbedeutend gewesen, da dies den Sinn der eigenen Arbeit in Frage stellen könnte.

Hingewiesen wurde bei der neuen Einschätzung auf Forschungen, die Konrads Reiseweg betrafen. Die Königsherrschaft im hohen Mittelalter beruhte nicht auf Verwaltungsmaßnahmen, die in einer Hauptstadt getroffen wurden; sie vollzog sich vielmehr im Umherziehen und beruhte auf der Präsenz des Herrschers. Konrads Reiseweg, das Itinerar, zeigt, dass der König im Rahmen seiner Möglichkeiten durchaus weite Teile des Reichs erfassen konnte. Schon Theodor Mayer, der Pionier der Forschungen zu Fragen des Wirkungsbereichs der deutschen Herrscher, hatte zudem betont: Der Kreis der Urkundenempfänger war größer als jenes Gebiet, das Konrad persönlich bereiste⁴⁵. Konrad hat nicht nur en passant Urkunden ausgestellt; er wurde wahrgenommen, auch wenn er nicht vor Ort war. Die Edition der Urkunden Konrads im Jahre 1968 ermöglichte weitere Analysen.⁴⁶ Die Zeugenlisten zeigen, dass der königliche Hof besucht wurde; die jüngsten Arbeiten von Bernd Schütte und Wolfram Ziegler haben all diese Befunde bestätigt und auf breiter

Quellenbasis untermauert.⁴⁷ Eine Einschränkung hat allerdings in jüngerer Zeit Jan Keupp gemacht: Nach dem Scheitern des Kreuzzugs änderte sich das, und der Hof verlor an Attraktivität.⁴⁸

Insgesamt aber entstand ein deutlich freundlicheres Bild des Herrschers, das zunächst auch mit eher vagen Aussagen über den Charakter Konrads verbunden wurde. Ferdinand Geldner schrieb, dass die schöne Menschlichkeit des Königs wohl gelegentlich hinderlich für die rücksichtslose Verfolgung der Ziele gewesen sei und Erfolge verhindert habe. Ein Werkzeug der Kirche sei er nie gewesen, vielmehr habe der König die Bedeutung der Zisterzienser besser erkannt als sein Nachfolger. Sein Kontrahent nach dem Tod Lothars, Heinrich der Stolze, habe durch seinen überheblichen, brutalen Welfencharakter nichts Gutes ahnen lassen. Konrad habe die undankbare Rolle des Gründers einer neuen Dynastie, des Wegbereiters und Vorläufers spielen müssen.⁴⁹ Gerd Wunder meinte, Konrads Liebenswürdigkeit habe ihm auch die Geneigtheit des Papstes gewonnen, während sich Heinrich der Stolze die Sympathien der Kirche durch sein herrisches Auftreten verspielt habe. Wunder behauptete sogar, Konrad III. habe mehr als jeder andere Herrscher den Frieden gesucht.⁵⁰ Geprägt waren diese Versuche von dem Bemühen, die Person des Herrschers in ein freundlicheres Licht zu rücken. Weitgehend übereinstimmend bemerkte man nun, dass er doch begrüßenswerte persönliche Eigenschaften besessen habe. Vom Glück sei er leider nicht begünstigt gewesen, aber er habe in wichtigen Dingen Vorarbeiten für die großen Staufer geleistet.⁵¹

Unabhängig von diesen Versuchen, den Herrscher als Person aufzuwerten und seine Leistungen als Pionier einer Dynastie zu würdigen, wurden Überlegungen angestellt, die noch weiter führten. In mehreren Punkten wurde erkannt, dass die ältere Forschung anachronistische Vorstellungen und Denkmuster verwendet hatte. Tatsächlich sind bisweilen die Maßstäbe der Zeitgenossen mit den Messlatten der Historiker verwechselt worden. Gerade die Untersuchung zentraler Aspekte der Herrschaft des ersten staufischen Königs zeigt dies. Unisono ist in der jüngeren Zeit bestritten worden, dass man von einer irregulären Wahl oder gar von einem „Staatsstreich“ sprechen könne.⁵² Die Wahl lief gewiss unter ungewöhnlichen Umständen ab; ein Einspruch mit dem Verweis auf einen Rechtsbruch wäre allerdings nicht möglich gewesen, da es im 12. Jahrhundert schlicht noch keine allgemein verbindliche oder gar schriftlich fixierte Rechtsordnung gab, gegen die man hätte verstoßen können.

Sodann ist darauf hingewiesen worden, dass die Vorstellung von einer monolithischen „Kirche“, die die Königswahl des Jahres 1138 hätte steuern können, verfehlt

ist. Kirchenfürsten im Reich des 12. Jahrhunderts konnten durchaus eigenständige Interessen vertreten. Als Marionetten des Papstes wird man sie nicht sehen dürfen, sie waren auch Mitglieder adliger Familiengruppen und -verbände und konnten sehr wohl eigene und durchaus auch recht weltliche Interessen verfolgen.⁵³

Zuletzt ist noch das Werk Ottos von Freising in ein anderes Licht gerückt worden. Ottos Chronik wurde 1147 abgeschlossen. Die Gegenwart, Konrads Zeit, wird ausführlich dargestellt und erscheint, wie erwähnt, in einem sehr düsterem Licht. Die Chronik musste aber natürlich allein schon wegen Ottos Geschichtstheologie in einem pessimistischen Grundton enden. Die Verachtung der irdischen Existenz als Grundmuster, das Herannahen des Weltendes, die Unerfreulichkeit des Daseins als Hinweis auf die kommende Apokalypse – all das entspricht gängigen Topoi. Ottos zweites Werk, die *Gesta Frederici*, dagegen entstand aufgrund einer Bitte des neuen Königs Friedrich Barbarossa nach dessen Wahl. Ein solches Werk konnte nicht den Grundgedanken ausdrücken, dass mit der Wahl des neuen Herrschers die Zeiten noch viel schlechter geworden seien. Otto hatte durchaus gewisse Mühen, diese divergierenden Sichtweisen in seinem zweiten Werk zu einem geschlossenen Gesamtbild zusammenzufügen.⁵⁴

Ob alle diese Argumente allerdings ausreichen, um das Urteil über Konrad III. umfassend zu revidieren, oder aber ob das Bild des ersten staufischen Königs nur an einigen Stellen aufgehellt werden sollte, ist schwer einzuschätzen. Hansmartin Schwarzmaier hat in einer Abhandlung über die Welt der Staufer unlängst erst wieder von einem glücklosen König gesprochen, der mit seinen Plänen gescheitert sei, und auch Gerd Althoff hat in jüngerer Zeit an einem negativen Urteil festgehalten. Es sei nahezu unmöglich, Argumente für eine andere Bewertung zu finden.⁵⁵

Grundsätzlich aber zeigen die neueren Debatten über die Zeit Konrads III. deutlich, dass sich das Gesamtbild der deutschen Geschichte verändert hat. Die ältere Meistererzählung ist obsolet geworden. Dass man am Beginn des 21. Jahrhunderts nicht mehr den starken Nationalstaat als gedanklichen Zielpunkt im Hinterkopf hat, wenn man sich als Historiker mit mittelalterlichen Königen befasst, liegt nach den unerfreulichen Erfahrungen mit eben diesem deutschen Nationalstaat inzwischen auf der Hand. Mittelalterliche Könige vor allem unter diesem Aspekt zu bewerten, ist obsolet geworden. Unlängst erst hat Steffen Patzold hervorgehoben, dass die mediävistische Politik- und Verfassungsgeschichte in den letzten Jahren endgültig jene königszentrierte Sicht überwunden hat, die sie aus dem 19. Jahrhundert ererbt hatte⁵⁶. Neue Ansätze, wie etwa Bernd Schneidmüllers Konzept der konsensualen Herrschaft, eröffnen neue Perspektiven.⁵⁷ Unter diesem Aspekt lohnt

es sich durchaus noch einmal, sich mit der Regierungszeit des ersten staufischen Königs zu befassen.

- 1 Die Vortragsfassung wurde weitgehend beibehalten, die Nachweise in den Anmerkungen wurden auf das Nötigste beschränkt.
- 2 *Chronica regia Coloniensis ad a. 1140*, hrsg. v. Georg Waitz, MGH SS rer. Germ. 18, Hannover 1880 (ND 1978), S. 77.
- 3 Vgl. Elisabeth Fehrenbach, *Verfassungsstaat und Nationsbildung 1815–1871* (Enzyklopädie deutscher Geschichte 22), München 1992.
- 4 Wilhelm von Giesebrecht, *Geschichte der deutschen Kaiserzeit*, Bd. 3, 3. Aufl. Braunschweig 1868, S. 1002.
- 5 Vgl. Werner Hechberger, *Bewundert, instrumentalisiert, angefeindet. Stauer und Welfen im Urteil der Nachwelt*, in: ders./Florian Schuller (Hrsg.), *Stauer und Welfen. Zwei rivalisierende Dynastien im Hochmittelalter*, Regensburg 2009, S. 216–239.
- 6 Zur bekannten Sybel-Ficker-Kontroverse vgl. nur Thomas Brechenmacher, *Wieviel Gegenwart verträgt historisches Urteilen? Die Kontroverse zwischen Heinrich von Sybel und Julius Ficker über die Bewertung der Kaiserpolitik des Mittelalters (1859–1862)*, in: Ulrich Muhlack (Hrsg.), *Historisierung und gesellschaftlicher Wandel in Deutschland im 19. Jahrhundert* (Wissenskultur und sozialer Wandel 5), Berlin 2003, S. 87–111.
- 7 Vgl. nur Lorenz Matzinger, *Onno Klopp (1822–1903). Leben und Werk* (Abhandlungen und Vorträge zur Geschichte Ostfrieslands 72), Aurich 1993.
- 8 *Otonis episcopi Frisingensis Chronica sive Historia de duabus civitatibus*, hrsg. v. Adolf Hofmeister, MGH SS rer. Germ. 45, 2. Aufl. Hannover-Leipzig 1912.
- 9 Bischof Otto von Freising und Rahewin, *Die Taten Friedrichs oder richtiger Cronica/Ottonis episcopi Frisingensis et Rahewini Gesta Frederici seu rectius Cronica*, hrsg. v. Franz-Josef Schmale (Ausgewählte Quellen zur deutschen Geschichte des Mittelalters. Freiherr vom Stein-Gedächtnisausgabe 17), 2. Aufl. Darmstadt 1974.

- 10 Vgl. nur Johannes Haller, *Das altdeutsche Kaisertum*, Stuttgart-Berlin 1926, S. 101–110.
- 11 Vgl. zum Problem nur Franz-Josef Schmale, Lothar III. und Friedrich I. als Könige und Kaiser, in: *Probleme des 12. Jahrhunderts (Vorträge und Forschungen, hrsg. vom Konstanzer Arbeitskreis für mittelalterliche Geschichte 12)*, Konstanz-Stuttgart 1968., S. 33–52; ND in: Gunther Wolf (Hrsg.), *Friedrich Barbarossa (Wege der Forschung 390)*, Darmstadt 1975, S. 121–148, bes. S. 136.
- 12 Vgl. nur Johannes Kunisch, *Konrad III., Arnold von Wied und der Kapellenbau von Schwarzhof* (Veröffentlichungen des Historischen Vereins für den Niederrhein, insbesondere das Alte Erzbistum Köln 9), Düsseldorf 1966, S. 29.
- 13 *Annales S. Jacobi Leodiensis ad a. 1137*, hrsg. v. Georg Heinrich Pertz, MGH SS 16, Hannover 1859 (ND Leipzig 1925), S. 640. Vgl. zum Problem Ulrich Schmidt, *Königswahl und Thronfolge im 12. Jahrhundert (Forschungen zur Kaiser- und Papstgeschichte des Mittelalters 7)*, Köln-Wien 1987, S. 81; Roland Pauler, *War König Konrads III. Wahl irregulär?* in: *Deutsches Archiv für Erforschung des Mittelalters* 52, 1996, S. 135–159, hier S. 149, jeweils mit der älteren Literatur und weiteren Quellen.
- 14 Vgl. Werner Hechberger, *Staufer und Welfen. Zur Verwendung von Theorien in der Geschichtswissenschaft (Passauer Historische Forschungen 10)*, Köln-Weimar-Wien 1996. Zu den älteren Urteilen über Konrad vgl. S. 227 mit Anm. 37 und 38.
- 15 Vgl. zum Folgenden Bernd Schneidmüller, *Die Welfen. Herrschaft und Erinnerung*, Stuttgart-Berlin-Köln 2000, S. 173–188; Alfred Haverkamp, *Zwölftes Jahrhundert, 1125–1138 (Gebhardt Handbuch der deutschen Geschichte, 10., völlig neu bearbeitete Auflage 5)*, Stuttgart 2003, S. 66–77; Knut Görlich, *Die Staufer. Herrschaft und Reich*, München 2006, S. 28–37; Joachim Ehlers, *Heinrich der Löwe. Eine Biographie*, München 2008, S. 47–80.
- 16 Philipp Jaffé, *Geschichte des Deutschen Reiches unter Conrad dem Dritten*, Hannover 1845, S. 208.
- 17 Vgl. Leopold von Ranke, *Weltgeschichte*, Bd. 7, 5. Aufl. München 1922, S. 88.
- 18 Wilhelm von Giesebrecht, *Geschichte der deutschen Kaiserzeit*, Bd. 4, Braunschweig-Leipzig 1877, S. 361.
- 19 *Chronica regia Coloniensis ad a. 1152* (wie Anm. 2), S. 88.
- 20 Vgl. Ernst Bernheim, *Lothar der Sachse und Konrad III.*, in: *Historische Zeitschrift* 18, 1876, S. 209–229, Zitat S. 228 f.
- 21 Wilhelm Bernhardi, *Konrad III. Jahrbücher der Deutschen Geschichte*, Leipzig 1889, S. 927 f.
- 22 Ebd., S. 929 f.
- 23 Vgl. Georg Juritsch, *Geschichte der Babenberger und ihrer Länder*, Innsbruck 1894, S. 165, 187, 197 f.
- 24 Vgl. Haller, *Kaisertum* (wie Anm. 10), S. 101–127, Zitate S. 101, 111, 112.
- 25 Vgl. nur Heinrich Mitteis, *Der Staat des Hohen Mittelalters. Grundlagen einer vergleichenden Verfassungsgeschichte des Lehnzeitalters*, 9. Aufl. Darmstadt 1974, S. 252; Kunisch, *Konrad III.* (wie Anm. 12), S. 29–40.
- 26 Alwin Wetzold, *Die Wahl Friedrich I.*, Diss. Göttingen 1872, 8. Vgl. ähnlich noch Peter Munz, *Frederick Barbarossa – A Study in Medieval Politics*, Frome-London 1969: „The reign of Conrad III ... had been a lamentable failure“ (S. 32, ähnlich S. 34).

- 27 Karl Hampe, *Deutsche Geschichte in der Zeit der Salier und Staufer*, Darmstadt 1983, S. 142.
- 28 Vgl. Gerd Althoff, *Friedrich IV. von Rothenburg. Überlegungen zu einem übergangenen Königssohn*, in: Karl Rudolf Schnith/Roland Pauler (Hrsg.), *Festschrift für Eduard Hlawitschka zum 65. Geburtstag* (Münchener historische Studien, Abteilung Mittelalterliche Geschichte 5), Kallmünz 1993, S. 307–316; Jan Paul Niederkorn, *Friedrich von Rothenburg und die Königswahl von 1152*, in: Sönke Lorenz/Ulrich Schmidt (Hrsg.), *Von Schwaben bis Jerusalem. Facetten staufischer Geschichte* (Veröffentlichung des Alemannischen Instituts 61), Sigmaringen 1995, S. 51–59.
- 29 Vgl. Peter Rassow, *Honor imperii. Die neue Politik Friedrich Barbarossas 1152–1156*, München-Berlin 1940, bes. S. 64.
- 30 Vgl. Edmund E. Stengel, *Die Entstehung der Kaiserchronik und der Aufgang der staufischen Zeit*, in: *Deutsches Archiv für Erforschung des Mittelalters* 14, 1958, S. 395–417; ND in: ders., *Abhandlungen und Untersuchungen zur mittelalterlichen Geschichte*, Köln-Graz 1960, S. 360–381, hier S. 378 f.; ebenso Karl Hampe, *Kritische Bemerkungen zur Kirchengeschichte der Stauferzeit*, in: *Historische Zeitschrift* 93, 1903, S. 385–426, hier S. 408–410; Haller, *Kaisertum* (wie Anm. 10), S. 126 f., später noch Hermann Heimpel, *Kaiser Friedrich Barbarossa und die Wende der staufischen Zeit*, in: *Straßburger Universitätsreden 1942*, Heft 4, S. 4–32; ND in: Gunther Wolf (Hrsg.), *Friedrich Barbarossa (Wege der Forschung 390)*, Darmstadt 1975, S. 1–25; Kunisch, *Konrad III.* (wie Anm. 12), S. 38.
- 31 Vgl. Bernheim, *Lothar* (wie Anm. 20), S. 224.
- 32 Vgl. Erich Maschke, *Die Ostpolitik der staufischen Könige*, in: *Nationalsozialistische Monatshefte. Zentrale politische und kulturelle Zeitschrift der NSDAP* 12, 1944, S. 442–454, hier S. 453.
- 33 Vgl. als klassisches Produkt dieser Sicht das berühmte Werk von Ernst Kantorowicz: *Kaiser Friedrich der Zweite*, Bd. 1, 4. Aufl. Düsseldorf-München 1936 (ND 1991); Bd. 2, 1931 (ND 1963).
- 34 Vgl. Karl Richard Ganzer, *Das Reich als europäische Ordnungsmacht* (Schriften des Reichsinstituts für Geschichte des neuen Deutschlands 21), 5. Aufl. Hamburg 1942.
- 35 Ernst Uehli, *Die drei grossen Staufer. Friedrich Barbarossa – Heinrich VI. – Friedrich II. in universalhistorischen Aspekten*, Dornach 1961, S. 105.
- 36 Zu den neueren Urteilen über Konrad vgl. Hechberger, *Staufer* (wie Anm. 14), S. 227 f. mit Anm. 39.
- 37 Vgl. Maschke, *Ostpolitik* (wie Anm. 32), S. 443.
- 38 Vgl. Karl Bosl, *Die Reichsministerialität der Salier und Staufer*, 2 Bde. (Schriften der Monumenta Germaniae Historica 10), Stuttgart 1950, 1951, hier Bd. 2, zusammenfassend S. 624 f. Diesen Aspekt betonten in jüngerer Zeit z. B. Andreas C. Schlunk, *Königsmacht und Krongut. Die Machtgrundlage des deutschen Königtums im 13. Jahrhundert – und eine neue historische Methode*, Stuttgart 1988, S. 23; Peter Neumeister, *Konrad III.*, in: Evamaria Engel/Eberhard Holtz (Hrsg.), *Deutsche Könige und Kaiser des Mittelalters*, Köln-Wien 1989, S. 150–158, bes. S. 158.
- 39 Otto von Dungern, *Die Staatsreform der Hohenstaufen*, in: *Festschrift für Ernst Zitelmann zu seinem 60. Geburtstag*, München 1913, S. 1–30, hier S. 23, vgl. auch S. 24.
- 40 Vgl. Odilo Engels, *Die Staufer*, 8. Aufl. Stuttgart-Berlin-Köln 2005, S. 47–55.
- 41 Mitteis, *Staat* (wie Anm. 25), S. 252.

- 42 Vgl. Friedrich Hausmann, *Die Anfänge des staufischen Zeitalters unter Konrad III.*, in: Probleme des 12. Jahrhunderts (Vorträge und Forschungen, hrsg. v. Konstanzer Arbeitskreis für mittelalterliche Geschichte 12), Stuttgart 1968, S. 53–78, hier S. 69–75; Gottfried Koch, *Auf dem Weg zum Sacrum Imperium. Studien zur ideologischen Herrschaftsbegründung der deutschen Zentralgewalt im 11. und 12. Jahrhundert*, Berlin 1972, bes. S. 178–245; Rudolf Hiestand, „Kaiser“ Konrad III., der zweite Kreuzzug und ein verlorenes Diplom für den Berg Thabor, in: *Deutsches Archiv für Erforschung des Mittelalters* 35, 1979, S. 82–126, bes. S. 117–126; Odilo Engels, Beiträge zur Geschichte der Staufer (I), in: *Deutsches Archiv für Geschichte des Mittelalters* 27, 1971, S. 373–456; ND in: ders., *Stauferstudien. Beiträge zur Geschichte der Staufer im 12. Jahrhundert*, Sigmaringen 1988, S. 32–115, bes. S. 34–58, 91–115; ders., *Staufer (wie Anm. 40)*, S. 35–37, 53 f.; Arnold Bühler, *Königshaus und Fürsten. Zur Legitimation und Selbstdarstellung Konrads III.*, in: *Zeitschrift für Geschichte des Oberrheins* 137, 1989, S. 78–90.
- 43 Vgl. Knut Görich, *Wahrung des honor. Ein Grundsatz im politischen Handeln König Konrads III.*, in: Hubertus Seibert/Jürgen Dendorfer (Hrsg.), *Grafen, Herzöge, Könige. Der Aufstieg der frühen Staufer und das Reich (Mittelalter-Forschungen 18)*, Ostfildern 2005, S. 267–297.
- 44 Vgl. Ferdinand Geldner, *Zur neueren Beurteilung Konrads III.*, in: Hermann Nottarp (Hrsg.), *Monumentum Bambergense, Festgabe für Benedikt Kraft (Bamberger Abhandlungen und Forschungen 3)*, München 1955, S. 395–412; Gerd Wunder, *König Konrad III. (1093–1138)*, in: *Lebensbilder aus Schwaben und Franken* 14, Stuttgart 1981, S. 17–35; ND in: ders., *Lebensläufe. Bauer, Bürger, Edelmann*, Bd. 2 (Forschungen aus Württembergisch-Franken 33), Sigmaringen 1988, S. 3–22; Werner Goetz, *Konrad III. Der fränkische Stauferkönig*, in: *Jahrbuch des Historischen Vereins für Mittelfranken* 89, 1977, S. 17–34; ders., *König Konrad III.*, in: Alfred Wendehorst/Gerhard Pfeiffer (Hrsg.), *Fränkische Lebensbilder*, Bd. 12 (Veröffentlichungen der Gesellschaft für Fränkische Geschichte, Reihe 7A), Neustadt/Aisch 1986, S. 1–13.
- 45 Vgl. Theodor Mayer, *Das deutsche Königtum und sein Wirkungsbereich*, in: *Das Reich und Europa*, 2. Aufl. Leipzig 1941, S. 52–74; ND in: ders., *Mittelalterliche Studien. Gesammelte Aufsätze*, Sigmaringen 1959 (ND 1972), S. 28–44, hier S. 35, 37, 40.
- 46 *Die Urkunden Konrads III. und seines Sohnes*, bearb. v. Friedrich Hausmann (Die Urkunden der deutschen Könige und Kaiser, MGH Diplomata regum et imperatorum Germaniae IX), Wien-Köln-Graz 1969. Vgl. Hausmann, *Anfänge (wie Anm. 42)*, S. 53–78. Hausmann hob „gute Ansätze“ der Politik hervor (S. 77).
- 47 Vgl. Bernd Schütte, *König Konrad III. und der deutsche Reichsepiskopat*, Hamburg 2004; Wolfram Ziegler, *König Konrad III. (1138–1152). Hof, Urkunden und Politik (Forschungen zur Kaiser- und Papstgeschichte des Mittelalters 26)*, Wien 2007.
- 48 Vgl. Jan Keupp, *Interaktion als Investition. Überlegungen zum Sozialkapital König Konrads III.*, in: Seibert/Dendorfer, *Staufer (wie Anm. 43)*, S. 299–321.
- 49 Vgl. Geldner, *Beurteilung (wie Anm. 44)*, S. 398f., 401, 403, 411.
- 50 Vgl. Wunder, *Konrad III. (wie Anm. 44)*, S. 10, 18, 21.

- 51 Zu den frühen Diskussionen vgl. Kunisch, Konrad III. (wie Anm. 12), S. 39 f.; zum Problem vgl. ferner früh Sabine Lietzmann, *Königtum und Reichsepiskopat vom Wormser Konkordat bis Barbarossa (1122–1152)*, Diss. Berlin 1944, S. 181; zusammenfassend in jüngerer Zeit Gunther Wolf, *Wer war Kaiser Friedrich I. Barbarossa?*, in: *Archiv für Diplomatik* 38, 1992, S. 77–112, hier S. 81 f.
- 52 Vgl. Pauler, *Wahl* (wie Anm. 13), S. 135–159; Jan Paul Niederkorn, *Staatsstreich oder Rechtsbruch? Überlegungen zur Wahl Konrads III. und zu seinen Konflikten mit Heinrich dem Stolzen, Heinrich dem Löwen und Welf VI.*, in: *Zeitschrift für Rechtsgeschichte, Germanistische Abteilung*, 125, 2008, S. 430–448, bes. S. 431.
- 53 Vgl. Engels, *Beiträge* (wie Anm. 42), S. 43; mit anderer Akzentsetzung Hanna Vollrath, *Konrad III. und Byzanz*, in: *Archiv für Kulturgeschichte*, 59, 1977, S. 321–365; Ursula Vones-Liebenstein, *Neue Aspekte zur Wahl Konrads III. Dietwin von Santa Rufina, Albero von Trier, Arnold von Köln*, in: Hanna Vollrath/Stefan Weinfurter (Hrsg.), *Köln – Staat und Kirche in Bistum und Reich des Mittelalters. Festschrift für Odilo Engels zum 65. Geburtstag (Kölner historische Abhandlungen 39)*, Köln-Weimar-Wien 1993, S. 323–348; anders aber wieder Niederkorn, *Wahl* (wie Anm. 52), S. 433 f.; weiterführend Gerhard Lubich, *Beobachtungen zur Wahl Konrads III. und ihrem Umfeld*, in: *Historisches Jahrbuch* 117, 1997, S. 311–339. Zur Stellung Konrads zum Reichsepiskopat vgl. grundsätzlich Schütte, *Konrad III. (wie Anm. 47)*, daneben Marlene Meyer-Gebel, *Bischofsabsetzungen in der deutschen Reichskirche vom Wormser Konkordat (1122) bis zum Ausbruch des Alexandrinischen Schismas (1159)* (*Bonner historische Forschungen* 55), Siegburg 1992, S. 306 f.
- 54 Vgl. Lutz Hageneier, *Die frühen Staufer bei Otto von Freising oder Wie sind die Gesta Friderici entstanden?*, in: Seibert/Dendorfer, *Staufer* (wie Anm. 43), S. 363–396. Zu Ottos Geschichtsbild vgl. grundlegend Hans-Werner Goetz, *Das Geschichtsbild Ottos von Freising* (*Beihefte zum Archiv für Kulturgeschichte* 14), Köln 1984.
- 55 Vgl. Hansmartin Schwarzmaier, *Die Welt der Staufer. Wegstationen einer schwäbischen Königsdynastie* (*Bibliothek schwäbischer Geschichte* 1), Leinfelden-Echterdingen 2009, S. 77; Gerd Althoff, *Konrad III. (1138–1152). Mit Heinrich (1147–1150)*, in: Bernd Schneidmüller/Stefan Weinfurter (Hrsg.), *Die deutschen Herrscher des Mittelalters. Historische Porträts von Heinrich I. bis Maximilian I. (919–1519)*, München 2003, S. 217–231, hier S. 231, ähnlich in jüngerer Zeit auch Jutta Schlick, *König, Fürsten und Reich (1056–1159). Herrschaftsverständnis im Wandel* (*Mittelalter-Forschungen* 7), Stuttgart 2001, S. 163 f.; Klaus Höflinger, *Konrad III.*, in: Karl Rudolf Schnith (Hrsg.), *Mittelalterliche Herrscher in Lebensbildern. Von den Karolingern zu den Staufern*, Graz 1990, S. 261–271.
- 56 Vgl. Steffen Patzold, *Konsens und Konkurrenz. Überlegungen zu einem aktuellen Forschungskonzept der Mediävistik*, in: *Frühmittelalterliche Studien* 41, 2007, S. 75–103, hier S. 75.
- 57 Vgl. Bernd Schneidmüller, *Konsensuale Herrschaft. Ein Essay über Formen und Konzepte politischer Ordnung im Mittelalter*, in: Paul-Joachim Heinig/Sigrid Jahns/Hans-Joachim Schmidt/Rainer Christoph Schwinges/Sabine Wefers Reich (Hrsg.), *Regionen und Europa in Mittelalter und Neuzeit. Festschrift für Peter Moraw* (*Historische Forschungen* 67), Berlin 2000, S. 53–87.